

Die Hand

Thomas Vinçotte zweifelt



Roland Sieglhoff

Roman



Für einen Fernsehbeitrag über Thomas Vinçotte (1850-1925) geht die junge Journalistin Camille Van der Straeten auf Spurensuche: Wer war der Bildhauer, der zur Zeit von König Leopold II. zahlreiche Skulpturen und Denkmäler schuf? Wie hat er gelebt? Und was kann uns seine Kunst heute noch bedeuten?

Während Camille recherchiert, interessiert sich plötzlich die Kriminalpolizei für ihre Arbeit: Ein Künstlerkollektiv hat sich an einem Denkmal für den König vergriffen, um eine Debatte über dessen Kolonialismus anzuzetteln. Bald zeigt sich, dass auch Vinçotte schon mit diesem Thema konfrontiert war.

Roland Sieglhoff, geboren in Emden, lebt und schreibt nach Stationen in Frankfurt, Lille, Brüssel, Hamburg und Berlin seit einigen Jahren wieder in der belgischen Hauptstadt. Er kennt die Orte im Stadtteil Schaerbeek, an denen Vinçotte vor über hundert Jahren tätig war, aus eigener Anschauung. Zur Schaffung seiner Romanfigur hat er sich intensiver mit der belgischen Geschichte befasst und die Treppenstufen am ehemaligen Bahnhof von Saint-Josse-ten-Noode selbst gezählt. *Die Hand. Thomas Vinçotte zweifelt* ist sein sechster Roman.

Vom selben Autor im Böhland & Schremmer Verlag erschienen:

*BETTENACHBARI*N. Roman, 2022;

*SITZNACHBARI*N. Roman, 2019;

Wolke sechs. Roman, 2018;

Schlagt das Schwein tot! Roman, 2017;

Nächster Halt: Südkreuz. Roman, 2016;

Im Namen der Route 66 · In the Name of Route 66 – Neue Reisen in Europa · New Journeys in Europe, 2014;

Im Namen der Route 66 · Au nom de la Route 66 – Drei Reisen in Europa · Trois voyages en Europe, 2013.

Desweiteren: *Reise zu den letzten Grenzen. 100 Tage freie Fahrt durch die Festung Europa* (2011).

Roland Siegloff

Die Hand

Thomas Vinçotte zweifelt

Roman

Böhland & Schremmer Verlag

www.boehland-schremmer-verlag.de
www.ff-net.eu

Inspiziert von realen Menschen und Begebenheiten erzählt dieser Roman eine fiktive Geschichte, die keinen Anspruch auf historische Genauigkeit erhebt.

Erste Auflage 2024
Originalausgabe

©Copyright 2024 by Böhland & Schremmer Verlag Berlin

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Lektorat: Böhland & Schremmer Verlag Berlin
Satz: Böhland & Schremmer Verlag Berlin
Gesamtherstellung: Böhland & Schremmer Verlag Berlin
Druck und Bindung: Druckhaus Sportflieger Berlin
Umschlag: Böhland & Schremmer Verlag Berlin unter Verwendung eines Fotos von ©Thierry Monasse, Brüssel

Printed in Germany
ISBN 978-3-943622-62-1

C'était au temps où Bruxelles rêvait
C'était au temps du cinéma muet
C'était au temps où Bruxelles chantait
C'était au temps où Bruxelles bruxellait

Jacques Brel, Bruxelles

Im Übrigen habe ich ja schon das Team für die Aufnahmen gebucht. Vorher kann ich noch ein bisschen recherchieren. Also, nicht träumen jetzt, Camille! Auf dem Fahrrad werden mir sicher auch noch ein paar Ideen kommen. Das ist ja fast immer so. Noch eben die Garage zuschließen, und auf geht's!

6

»Seien Sie herzlich willkommen, mein lieber Freund! Wie schön, dass auch Ihre Frau Gemahlin uns wieder mit ihrem Besuch beehrt!«

»Aber gern, aber gern! Haben Sie vielen Dank für die Einladung! Wir kommen stets mit dem größten Vergnügen zu Ihnen!«

Dieser Versicherung hätte es nicht bedurft. Thomas und Rosa Vinçotte sind häufige Gäste im Haus der Erreras, deren Mittwochssalon die intellektuelle und politische Crème der Hauptstadt versammelt. Auch das folgende Kompliment – »Sie sehen heute wieder hinreißend aus, verehrte Dame!« – ist im Grund überflüssig. Die natürliche Grazie der Gastgeberin ist legendär, und niemand weiß das besser als der Bildhauer. Er hat ihre Anmut in einer Büste aus Elfenbein für die Nachwelt festgehalten. Das Material fühlte sich in seinen großen Händen ungewohnt an. Nun nimmt die kleine Skulptur einen Ehrenplatz zwischen geschmackvollen Gobelins, bedachtsam ausgewählter klassischer Kunst und zeitgenössischen Radierungen ein. Sie zieht die Blicke der Besucher an und dominiert in ihrer leuchtenden Schlichtheit den Raum: Der zur Seite gewandte

Kopf mit den gesenkten Lidern und die bloßen Schultern drücken das höchste Maß an Erotik aus, zu dem der Künstler fähig ist. Oder unter Einhaltung der guten Sitten zu schaffen sich erlaubte.

Die neue Mode der edelsteinbesetzten Gilets überlässt Vinçotte anderen und trägt über seiner Atlasweste einen schwarzen Frack mit weißem Binder. Rosa hat drei Stunden mit dem Anlegen ihrer Garderobe verbracht, getreu ihrem Motto: »Verschwende nie mehr Zeit mit der Vorbereitung, als du bei der Abendgesellschaft selbst verbringen wirst!« Und selbstverständlich sind die beiden mit einer Droschke vorgefahren, obwohl der Weg zur Avenue Marnix zu Fuß in einer halben Stunde zu schaffen gewesen wäre. Niemand möchte schließlich verschmutzt und verschwitzt in dieser Runde erscheinen.

Vinçotte blickt sich um. Der junge August Vermeulen gehört, wenig überraschend, zu den Gästen. Seine Gattin Gabrielle nickt ihnen freundlich zu. Der umtriebige Fernand Khnopff ist in Begleitung seiner Schwester Marguerite erschienen. Vinçotte begrüßt Paul Hymans und eine Reihe weiterer Politiker. Ja, wenn irgendwo die Hautevolee der Hauptstadt zusammenkommt, dann zum Diner bei den Erreras. Bald wird der erste Gang serviert werden.

»Guten Appetit!« Hélène Vandervelde, genannt Lalla, ist heute seine Tischdame, und sie kommt ohne Umschweife zur Sache. »Wie ich höre, werden Sie das Denkmal zu Ehren von Leopold dem Zweiten kreieren?«

»Nun, Ihre Frage ehrt mich, aber in der Sache ist

noch nichts entschieden. Es soll einen Wettbewerb um den besten Entwurf geben.«

»Das las ich dieser Tage in der Zeitung, ja. Aber Sie werden sich doch sicher an diesem Wettbewerb beteiligen, nicht wahr, mein lieber Vinçotte? Und wenn Sie sich beteiligen, besteht doch kaum ein Zweifel, dass Sie den Zuschlag bekommen.«

Lalla Vandervelde weiß von den Vorgesprächen der Brüsseler Strippenzieher, die eine Ausschreibung unter Wahrung der objektiven Regeln genau so zu organisieren wissen, dass der genehme Künstler am Ende den Auftrag erhält. Doch darauf geht Vinçotte nicht ein.

»Sie schmeicheln mir, Madame. Aber im ersten Punkt haben Sie recht: Ich habe in der Tat die Absicht, einen Entwurf für das Denkmal unseres großen Königs einzureichen.«

»Unseres großen Königs?«

»Sie werden mir zweifellos zustimmen, dass Leopold der Zweite in den 44 Jahren seiner Regentschaft enorme Fortschritte für unser Land in die Wege geleitet hat. Schauen Sie nur, wie großartig sich unsere Hauptstadt heute präsentiert! Sie sind noch jung, Sie haben nur einen Teil dieser Entwicklung erlebt ...«

»Ich kam im Alter von 16 Jahren nach Belgien.«

Lalla Vandervelde und ihr Mann, der kahlköpfige Salonsozialist Émile, sind einige Jahre jünger als die Vinçottes, dennoch fühlt sich der Künstler bei seiner energischen Tischdame an Rosa erinnert – wahrscheinlich, weil beide in England aufgewachsen sind und ihr Französisch mit einem ähnlichen, ihm vertrauten Akzent sprechen.

»Richtig! Als Sie kamen, war die Veränderung schon in vollem Gange. Ihr Mann wird Ihnen bestätigen, dass sich die Stadt schon in den Jahren zuvor großartig entwickelt hatte. Denken Sie nur an die Avenue Louise hinaus zum Bois de la Cambre, an den Parc du Cinquantenaire oder den Parc Josaphat – all das gab es vor vierzig, fünfzig Jahren noch nicht. Und all dies haben wir im Wesentlichen der segensreichen Weitsicht Leopolds zu verdanken.«

»Mag sein, dass der König diese Dinge vorange-
trieben hat. Doch dies sind äußerliche Dinge. An den
Lebensumständen vieler Menschen hat sich wenig ge-
ändert, wie mir scheint. Noch immer leben unzählige
Proletarier unter unsäglichen Bedingungen in dunk-
len Kellerlöchern. Sie verdienen kaum ihr täglich Brot.
Ihre Kinder wachsen im Schmutz auf und lernen in
der Schule nur das Allernötigste, wenn überhaupt.
Dabei sind es diese Menschen, die mit ihrer Hände
Arbeit den Wohlstand des Landes mehren, vor allem
natürlich den Reichtum der Fabrik- und Grundbesit-
zer. Ohne die Entbehrungen der Werktätigen wäre all
das, was Sie beschreiben, nie entstanden.«

»Sie werden kaum den König dafür verantwortlich
machen wollen, dass viele Arbeiter einen Großteil ih-
res Lohns in die Kneipe tragen, wenn sie am Ende der
Arbeitswoche ihr Geld bekommen. Die Kinderarbeit
ist seit einigen Jahren weitgehend abgeschafft. Und je-
dermann darf sich bei Wahlen mit seiner Stimme an
der politischen Willensbildung beteiligen.«

»Jeder Mann, ja. Wir Frauen bleiben ausgeschlos-
sen!«

»Setzt sich Ihr Herr Gemahl denn für ein Frauenwahlrecht ein? Ich habe nichts davon gehört.«

»Es stimmt, dass die Sozialisten sich vor allem für die Abschaffung der Stimmprivilegien einsetzen. Sie wissen schon: das zusätzliche Stimmgewicht der Akademiker, Grundbesitzer, Haushaltsvorstände und Beamten. Mit Maximalforderungen komme man nicht weit, meint mein Émile.«

»Sehen Sie. Und überhaupt sind dies Dinge, die von Parlament und Regierung ausgehandelt werden. Dafür können Sie nicht den König verantwortlich machen. Das Königreich Belgien ist nicht sein Privatbesitz.«

»Das Königreich Belgien vielleicht nicht, aber der Kongo war es viele Jahre lang – und dort herrschen noch viel schrecklichere Zustände. Ich kann mich nicht erinnern, dass Leopold aktiv dagegen vorgegangen wäre.«

»Der Kongo ist weit entfernt ...«

»Ja, eben. Deshalb sind diese Zustände auch jahrzehntelang kaum beachtet, geschweige denn angeklagt worden.«

Die Entwicklung des Gesprächs missfällt Vinçotte. Sein Appetit auf die vorzügliche Scholle, die gerade serviert wird, beginnt schon zu schwinden. Doch anders als in der Akademie kann er dieses Gespräch nicht einfach abbrechen. Eine Tischdame brüskiert man nicht. Nicht einmal, wenn sie es, wie Lalla Vandervelde, mit ihrem Verhalten geradezu herausfordert. Und noch kann er Argumente nachlegen.

»Sie sprechen von Zuständen. Das ist sehr allgemein. Aber ganz konkret hat das Eingreifen der belgi-

schen Schutzmacht im Kongo dem düsteren Treiben der arabischen Sklavenhändler ein für alle Mal ein Ende bereitet. Das muss man Leopold dem Zweiten hoch anrechnen.«

»Diese Sklavenhändler mögen vertrieben sein. Dafür müssen die Eingeborenen jetzt im Lande selbst harte Fronarbeit leisten. Ohne Lohn und Brot werden sie gezwungen, das kostbare Elfenbein heranzuschleppen und wertvollen Kautschuk zu ernten. Ist das wirklich besser?«

»Das sind doch Gräuelmärchen, die erzählt werden, um das segensreiche Wirken unseres weitsichtigen Königs in den Schmutz zu ziehen.«

»Märchen, meinen Sie? Sie haben doch sicher gelesen, was Edmund Morel, Roger Casement und Arthur Conan Doyle aus dem Kongo berichtet haben? Sie werden doch nicht behaupten wollen, dass diese angesehenen Autoren uns Märchen erzählen!«

»Conan Doyle ist ein Abenteurer mit viel Fantasie. Er hat seinen Lebensunterhalt lange Jahre mit dem Schreiben haarsträubender Detektivgeschichten bestritten. Und im Kongo ist er meines Wissens ebenso wenig gewesen wie eine Reihe anderer Kritiker. Einen solchen Schriftsteller werden Sie also nicht ernsthaft als Kronzeugen für irgendwelche sogenannten Zustände dort heranziehen wollen. Im Übrigen ist er, geradeso wie die anderen Herren, die Sie nannten, ein Bürger der britischen Krone.«

Vinçotte hält kurz inne und hebt den Blick von der Scholle, die auf seinem Teller langsam kalt wird. Vereinzelt klappert Besteck auf Geschirr, gedämpf-

te Unterhaltungen füllen den Saal. Gesprächsfetzen dringen an sein Ohr. Rechts geht es – nach dem Parsifal-Triumph vom Frühjahr – um die Pläne des Opernhauses für die kommende Saison, gegenüber wird eine Aufführung des Theaters im Park erörtert, links die jüngsten Konflikte im Künstlerkreis der *Libre Esthétique*. All das könnte ihn interessieren. Stattdessen ist er wieder in eine Diskussion über den ehemaligen König und den Kongo verwickelt. Wie konnte das geschehen? Seine Rosa ist ja eine selbstbewusste Frau, die ihre Vorstellungen einbringt und in Maßen auch durchzusetzen weiß. Er schätzt an ihr, dass sie dabei stets Feingefühl und Schicklichkeit walten lässt. Diese Lalla hingegen, diese in England geborene Tochter Frankfurter Eltern nimmt offenbar kein Blatt vor den Mund. Sie widerspricht ihm, einem Mann, den sie nur von gesellschaftlichen Anlässen kennt, ganz offen. Er möchte lieber nicht wissen, wie es bei den Vanderveldes zu Hause zugeht ...

»Bei allem Respekt für das Vereinigte Königreich«, fährt er fort, » – Sie wissen, auch meine Frau ist Engländerin – bei allem Respekt muss man doch fragen: Welches Interesse hat London daran, dass die belgische Schutzmacht im Kongo so in den Schmutz gezogen wird? Warum kehren die anglophonen Autoren nicht vor der eigenen Haustür und kümmern sich um die Lage in den britischen Kolonien? Steht dort alles zum Besten?«

»Nun, wir sind hier in Belgien, schauen wir also vor unserer Tür!«

Geschickt hat sie sein Argument umgedreht. Was

kommt als Nächstes? Wird sie ihm seine Nähe zu Leopold vorhalten? Wird er erklären müssen, warum sein solider Ruf auf Werken aufbaut, die er im Auftrag von Staat und König geschaffen hat? Diese Unterhaltung beginnt ihn anzustrengen. Doch er weiß nicht, wie sie höflich zu beenden oder auf ein unverfängliches Thema umzuleiten wäre. Er ist kein Mann des Eklats. Und seine Tischnachbarin fährt fort.

»Die anglophonen Autoren, wie Sie sagen, mögen die Debatte angestoßen haben, aber nun wird sie bei uns geführt. Können wir ihr guten Gewissens ausweichen? Nein! Wir müssen uns ihr stellen, jeder einzelne von uns.«

»Jeder einzelne, wie meinen Sie das?« Sofort bereut er seine Frage. Er liebt die Tat, nicht das Wort. Kontroverse Diskussionen ermüden ihn. Sollen sich Professoren und wortgewaltige Advokaten um die treffenden Argumente streiten! Er drückt sich lieber mit Hammer und Meißel aus. Stattdessen sitzt er hier mit Messer und Gabel und fühlt sich dieser selbstbewussten, wortgewandten jungen Frau ausgeliefert.

»Ich meine, jeder sollte sich fragen, ob und inwieweit er zu diesen Zuständen beigetragen hat. Ob er dieses Tun direkt oder indirekt unterstützte. Und auch, wie er heute dazu steht.«

»Heute? Heute ist das doch vorbei. Leopold ist tot. Und kurz vor seinem Ableben hat er den Kongo dem belgischen Staat überschrieben.«

»Die Zeit, da dieses riesige und reiche afrikanische Land einem einzigen Menschen gehörte, ist Gott sei Dank vorüber, ja. Ist die Lage dort jetzt deshalb bes-

ser? Ich weiß, mittlerweile werden einige Reformen angestrebt. Man hat ein paar Schulen gebaut, um die schwarzen Kinder aus ihrem Unwissen zu holen. So, wie die Missionare weiterhin versuchen, die Eingeborenen von ihrem Aberglauben zu befreien. Doch die Vergangenheit wirkt fort, und zu dieser Vergangenheit müssen wir uns verhalten.«

»Wir? Sie und ich müssen eine Haltung zur Geschichte des Kongo einnehmen? Welchen Nutzen sollte das haben? Und wen interessiert es?«

»Oh, seien Sie doch nicht so bescheiden, mein teurer Vinçotte! Ihre Kunst erfreut sich höchster Wertschätzung in den maßgeblichen Kreisen. Ihre Werke finden große Beachtung! Was Sie schaffen, ist in Stein gemeißelt und in Bronze gegossen. Es wird unsere Wahrnehmung der Dinge für lange Zeit prägen.«

»Nun ja, Sie schmeicheln mir, aber ...«

»Kein Aber, mein Lieber! Zweifelnd Sie etwa daran, dass Sie das geplante Denkmal schaffen werden?«

»Also, das sind, wie man so schön sagt, ungelegte Eier. Meines Wissens ist in dieser Sache wirklich noch nichts entschieden. Der Wettbewerb ist doch gerade erst ausgelobt worden.«

»Eine offizielle Entscheidung ist noch nicht gefallen, das mag sein. Aber man hört, dass nur Sie dieses Denkmal verwirklichen können, denn die Wettbewerbsanforderungen sind Ihnen praktisch auf den Leib geschrieben.«

»Na schön, aber was hat das mit dem Kongo zu tun?« Kaum hat Thomas Vinçotte diesen Satz gesagt, beißt er sich auf die Lippen. Wie ungeschickt er wieder ist!

Statt ihr Stichwort aufzugreifen und sich über den schöpferischen Prozess auszulassen oder die Unwägbarkeiten künstlerischer Wettbewerbe zu erörtern, lenkt er seine Tischnachbarin auf das ungeliebte Thema zurück. Lalla Vandervelde ist nicht um eine Antwort verlegen.

»Mit dem Kongo hat das Denkmal zu tun, weil der König mit dem Kongo zu tun hatte. Er hat nach diesem Land gegriffen, als sich die Gelegenheit dazu bot. Er hielt das Schicksal der Eingeborenen in der Hand. Und er hat all diese fürchterlichen Dinge, die sich dort ereignet haben, wenn nicht veranlasst, so doch zugelassen. Daher bin ich natürlich gespannt, wie Sie das in Ihrem Werk verarbeiten werden.«

Der Angesprochene schaut auf seine Scholle. Gesprächsfetzen der anderen Tischgenossen dringen an sein Ohr. Außer Hörweite unterhält sich Rosa, wie es scheint, angeregt mit ihrem Tischherrn, dem jungen Henri Grégoire.

»Möchten Sie noch etwas Wein?«

Sie nickt. Vinçotte greift zur Flasche, um seiner Tischdame nachzuschenken. Über ihre Frage schüttelt er innerlich den Kopf. Wie sollte er denn den Einfluss des Königs auf die Geschicke der Kongolesen darstellen? Der Symbolismus ist nicht sein Ding. Überhaupt will er dieses leidige Sujet nicht weiter erörtern.

»Dieser Riesling ist ausgezeichnet, finden Sie nicht?«

F

Alle kommen mit. Während Anja und Lieven die Sandwiches schmieren und den Picknickkorb vorbereiten,

suche ich nach dem Fernglas. Ben pumpt die Reifen seines Fahrrades auf. Das ist auch nötig, denn Anja wird hinten auf seinem Gepäckträger sitzen. An ihrem Rad ist seit drei Wochen die Bremse kaputt.

Dann geht es los. Wir radeln die Rue du Noyer entlang, die auch nicht wirklich sauberer ist als unsere Straße. Mit ihren Staus und Buslinien ist sie auf jeden Fall lauter. Der Laden mit den portugiesischen Spezialitäten bekommt neue Ware geliefert, und einige Meter weiter belädt der Trödler seinen gelben Lastwagen mit alten Möbeln. Um Anjas hübschem Hintern das Kopfsteinpflaster neben dem Armeemuseum zu ersparen, biegen wir an der Militärschule rechts ab und fahren das letzte Stück auf dem asphaltierten Radweg neben dem Park. Halb im Schatten der grünen Riesen, die auch mal kleine Setzlinge gewesen sein müssen, breiten wir die Decken aus und spielen erst einmal eine Runde Frisbee.

»Puh, ich bin durstig. Was haben wir zu trinken dabei?«

»Wasser, Birnensaft oder Bier – was möchtest du?«

Ben entscheidet sich wenig überraschend für das Bier. Ich hebe das Fernglas und betrachte die Skulpturen auf dem Triumphbogen. Gut 65 Meter über dem Pflaster schweben die Hufe der Pferde. Das habe ich gestern rasch gegoogelt, während der Kameramann nach der richtigen Einstellung suchte. Die Wagenlenkerin hält die belgische Flagge in der rechten, die Zügel in der linken Hand und steuert die Quadriga in Richtung Stadtzentrum. Dorthin führt die schnurgerade Rue de la Loi, eine lange Sichtachse bis zum Wa-

randepark. Wenn der König dort aus seinem Schloss trat und zum Parlament hinüberging, konnte er rechterhand in der Ferne den prächtigen Triumphbogen im Park erblicken.

»Lässt du mich mal schauen?«

Ich reiche Ben das Fernglas. Mit gerunzelter Stirn betrachtet er den bronzenen Vierspänner über den Bögen, in deren mittlerem riesig die belgische Fahne hängt.

»Ja, doch«, sagt er und lässt den Feldstecher sinken. »Handwerklich hatte er was drauf. Siehst du das? Die Figuren sind so angeordnet, dass die Skulptur aus der Entfernung eines normalen Betrachters hier unten im Park ihre volle Wirkung entfaltet. Offensichtlich hat er diese Perspektive genau einkalkuliert. Stünde das Denkmal irgendwo am Boden und man käme näher ran, hätte man das Gefühl, irgendetwas stimme nicht. Aber so, auf Abstand, wirkt es perfekt proportioniert.«

»Siehst du, Vinçotte war kein Stümper.« Ich mag es an Ben, dass er auch die Leistungen anderer anerkennen kann.

»Was heißt hier ›siehst du‹? Ich habe nie behauptet, dass er nichts konnte. Natürlich beherrschte er sein Handwerk. Ich beklage nur, dass er es für die falsche Sache eingesetzt hat.«

»Das kannst du aus heutiger Sicht behaupten, mit dem Wissen, das wir heute haben«, schaltet Lieven sich ein. »Was uns heute falsch erscheint, war für ihn damals vielleicht richtig.«

»So einfach kann man es sich doch nicht machen! Auch damals waren Dinge wie Machtanspruch, Berei-

cherung und Propaganda schon als solche erkennbar. Die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte wurde zwar erst nach dem Zweiten Weltkrieg beschlossen und verkündet, aber unsere Vorstellung von den Menschenrechten wurde schon in der Aufklärung geprägt – also lange vor der Zeit eines Leopold zwo und lange vor der Gründung des belgischen Staates. Es gab politische Debatten darüber und die Zeitungen haben auch über diese Dinge berichtet. Einem gebildeten Menschen sollten diese Grundrechte also auch schon vor hundert oder hundertfünfzig Jahren geläufig gewesen sein. Und Vinçotte war zweifellos ein gebildeter Mensch.«

Bens Worte erinnern mich an den Geschichtsunterricht. »Spätestens seit der Französischen Revolution und der Bill of Rights in Amerika müsste die Idee von der Gleichheit der Menschen ein Allgemeingut gewesen sein«, werfe ich ein. Es ist eben doch etwas hängengeblieben, was sich in solchen Diskussionen als nützlich erweist.

»Nur dass ein paar besonders Schlaue einfach davon ausgingen, dass Schwarze keine Menschen sind«, mischt Lieven sich jetzt ein. »Dann brauchte man ihnen natürlich auch keine Menschenrechte einzuräumen.«

»Stimmt, Lieven«, ergänzt Ben. »Heutzutage ist es ja ganz ähnlich. Jemand, der aus Mali oder Syrien nach Europa kommt, bekommt auch nicht die gleichen Rechte wie die gebürtigen Europäer eingeräumt. Er darf häufig nicht einmal einreisen, während wir Europäer fast überall auf der Welt ein Visum bekommen.